

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Es unterliegt eingetragene Manuskripte über-
haupt der Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Sydows Entwürfe.

Der neue Reichshaushaltssyndow zeigt ein Janus-
gesicht. Er ist nach dem einen Reichsfinanzreformpläne vor-
dem Auslande oder dem Inlande darlegt. Den
deutschen Ausländern gegenüber hält er sich in diplo-
matische Zurückhaltung: Es ist noch nichts fertig, die Be-
rechnungen gegen weiter, es läßt sich noch nichts Bestimmtes
sagen. . . Herr Sydow hat auch ganz recht, wenn er
sagt: er weiß es wirklich selbst nicht, was aus
seinen Projekten wird. Ihm ist ein flüchtiger, leicht
der Bundesrat, der ihm seine Hilfe versagt, steht be-
sonders der preussische Finanzminister v. Rheinbaben,
der mit den Syndowischen Plänen eine fürchterliche
Widerstand leistet. Dem Auslande gegenüber ist Herr v. Sydow
weniger zurückhaltend; er erzählt dem Berliner Vertreter des
„Temps“ nicht bloß, daß er 400 Millionen nötig hat, sondern
auch, auf welchem Wege er sie zu beschaffen gedenkt. Und
Herr Sydow hat auch diesmal recht. Dem Inlande sagt er,
was es ist; dem Auslande, wo er hofft, daß es wird.

Man braucht keinen Augenblick zu glauben, daß Herr
Sydow heute schon wissen könnte, wie seine Reichsfinanz-
reform im Herbst aussehen wird, und man wird trotzdem die
Wahrscheinlichkeit ans dem Reichsfinanzpläne, die der „Temps“ diese
Tag veröffentlicht hat, als wichtiges Dokument würdigen
müssen. Es sind die Beschlüsse einer schonen Seele. Sie
zeigen wenigstens, wo die finanzpolitischen Ideale des Herrn
Sydow liegen — vorausgesetzt, daß er überhaupt Ideale hat.

Das Ergebnis dieser Prüfung ist allerdings reinlich. Man
wird zugaben müssen, daß Sydows Aufgabe nicht ganz leicht
war. Das Reich braucht 400 Millionen neue Steuern; dieses
Gesamt sollte er lösen. Er hat es sich erstmalig leicht gemacht.
Bier, Branntwein, Tabak, dazu die Vererbek-
steuer der Matrifikularbeiträge und die Erweiterung
der Erbschaftsteuer; das ist alles. Wer bei den
Sydowischen Entwürfen finanzpolitische Finessen sucht, der
kommt nicht auf seine Rechnung.

Am hinteren Ende der Behauptung Sydows machen wir ein
Bemerkung, daß nämlich an sein Budget nicht gedacht
wird. Herr Sydow mag nicht daran denken; aber
das mag auch im Bundesrat nicht daran denken sollte,
das erhebt uns als etwas fraglich. Es ist wirklich
nicht ganz leicht, 400 Millionen ohne Monopol zusammen-
zubringen. Mit Kleinsteuern darf sich nicht abgeben, wer
eine Summe aus dem deutschen Volke herauszuholen will.

Allerdings sollen es nicht Bier, Branntwein und
Tabak allein sein. Die Matrifikularbeiträge sollen
vergrößert werden, was die Bedeutung hätte, daß die
leistungsfähigeren Bundesstaaten mehr an das
Reich abzugeben hätten als die weniger leistungsfähigen
Staaten. Aber man darf in dieser Beziehung nicht zu weit
entwachen. Heute zahlen die Bundesstaaten auf den Kopf
20 Pfennig, insgesamt also etwa 24 Millionen an das Reich.
Man mag es bei dieser Quote überall noch belassen, wo die finan-
zverhältnisse günstig sind, und die Quote in den leistung-
schwächeren Bundesstaaten auf eine Mark heben — man erhalte
dann eine Art von progressiver Einkommensteuer der Bundes-
staaten an das Reich — so käme man höchstens auf
50 Millionen, also nur auf etwa 25 Millionen mehr als
jetzt. Man müßte schon eine Progression von 60 Pfennig bis
2 Mark einleiten lassen, um den Betrag der Matrifikularbeiträge
auf 70 Millionen zu erhöhen. Solch der Bundesrat sich viele
Bande binden sollte, ist außer Zweifel, und selbst dann

blieben noch 350 Millionen übrig, die auf andere Weise ge-
deckt werden müßten.

Dabei käme freilich zunächst die Erweiterung der
Erbschaftsteuer in Betracht. Sie scheint in einer
doppelten Richtung gedacht zu sein; einmal nämlich in
einer Beschränkung des Erbschafts zugunsten des Reichs,
und dann in einer Ausdehnung der Erbschaftsteuer
auf Kinder und Ehegatten. Hier steht bereits die Feder.
Wenn irgend etwas feststeht, dann ist es die Tatsache, daß
die Konventionen aus sehr egoistischen Gründen die Erb-
schaftsteuer für Kinder und Ehegatten nicht wollen und
vorwiegend eine Verlage zu Gebot bringen würden, die auf
diesem Wege die Reichskasse füllen will. Wer vorsichtig
rednet, der wird diese Erweiterung der Erbschaftsteuer
als völlig unfruchtbar halten aus dem Grunde, daß die
Erbschaftsteuer abgibt. Das ist ein Gebanke, der im letzten
Jahre mit großer Kühnheit empfohlen worden ist, und
dessen Fruchtbarkeit nicht verkannt werden soll. Nur muß
man sich hüten, ihm eine zu große Länge zu geben. Davon,
daß fünfzig Erbschaften in Höhe von einer halben Milliarde
an das Reich fallen könnten, ist natürlich nicht im mindesten
die Rede. Die meisten „Güter“ und „Erbtanten“ werden
in Zukunft ein Vermächtnis machen. Wir rechnen vermuthlich
schon sehr reichlich, wenn wir das Ergebnis aus der Erhöhung
der Erbschaftsteuern aus den Erbschaften insgesamt auf
50 Millionen schätzen.

50 Millionen aus den veredelten Matrifikularbeiträgen,
50 Millionen aus Erbschaften, das macht erst hundert
Millionen aus. Da 400 Millionen beschafft werden
sollen, so bleiben immer noch 300 Millionen übrig,
die sich auf Bier, Tabak und Branntwein verteilen
müßten. Rechnen wir für jedes dieser drei Ge-
weinnmittel den dritten Teil, so hätten sie je 100 Millionen
— wohlgerne über die heutigen Konsumsteuern hinaus —
in die Reichskasse abzuführen.

Am ersten ginge das noch beim Branntwein, dessen
Befehuerung heute mehr in die Taschen der Großhand-
elsbesitzer als des Reichs fällt. Wenn man die Verbrauchs-
steuer besteuert, die Brennweiner vereinfacht und erhöht,
dann ließe sich vielleicht 100 Millionen aus dem
Spezialsteuern herausbringen. Nur darf man doch auch beim
Bier nicht die Hände schlagen, die die goldene
Tier legt. Man muß vorsichtig erwägen, was die Landwirt-
schaft tragen kann, ohne ruiniert zu werden.

Das gleiche gilt aber auch recht von Bier und Tabak.
Es ist unmöglich, aus ihnen auch nur 100 Millionen
herauszubringen ohne der Wirtschaft und der Tabak-
industrie den Todesstoß zu versetzen. Mit der An-
hebung der Steuercharaktere bis zur Verwertungslosigkeit
geht es nicht. Wir trauen es auch Herrn Sydow nicht zu,
daß er es ernstlich beabsichtigt. Die Konsequenzen seiner
Entwürfe, wenn sie überhaupt ernstlich gemeint sind, ist das
Wagnis, daß sich nicht überlassen lassen will, der
Recht sich für den Herbst auf das Branntwein-
monopol und das Tabakmonopol ein.

Wir haben dargelegt, worin die notwendigen Folgen der
Sydowischen Pläne bestehen müßten. Nicht als ob wir nun
glaubten, daß sie durchführbar seien. Von ihnen heißt es
vielmehr: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Sie
scheitern ganz einfach daran, daß die Wirtschaft nicht mit
Herr Sydow gehen zu darf ein Risiko los wie im vorigen
Jahre Freiberg v. Stengel. Die Rettung kann nur in einem

offenen Bekenntnis zu direkten Reichsteuern gefunden
werden. Wenn sich die verbotenen Regierungen jetzt noch
gegen dieses Zugeständnis ablehnend verhalten, so werden
sie nur zu bald durch den Zwang der Dinge dazu genötigt
werden.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Reichsfinanzreform
wird die „Allg. Weltztg.“, wie uns ein Privattelegramm meldet,
folgendes erfahren haben: Reichshaushaltssyndow hat das
Branntweinmonopol und die Zigarettenabgabensteuer zurückgegeben.
Er fordert angeblich 500,000,000 neue Steuern jährlich, aber keine Reichs-
einkommen- oder Vermögenssteuer. Wichtig ist die Abschaffung der
Reichs-erbschaftsteuer auf Kinder und Ehegatten geplant. Sydow will
in erster Linie mehr aus den Reichs-erbschaften heraus-
holen; die Reichs-erbschaft soll dabei dreimal herangezogen werden, das
erste Mal durch den Telegraphen-erbschafts-ertrag, dann durch
eine Erhöhung der Telegrammgebühren, wobei jedes Wort
über zehn mindestens sieben Pfennig kosten soll, und endlich
durch eine Erhöhung der Zeitungsgeldern von 300 Prozent.
Der Anfall an den Zeitungen soll bis 40,000,000 Mark anstei-
gen. Das Bier soll auf 35 bis 40 Millionen aus der Zurechnung
des Bier aufzubringen, ein Vorhaben, dem die süddeutschen
Staaten Widerstand entgegenzusetzen. Tabak und Branntwein
müssen gewaltig hinter. Die Verbrauchssteuer soll allmählich beseitigt werden.
Die Lohnsteuerreform ist in veränderter Form wieder. Durch
die Fahrkartensteuerreform soll die vierte Klasse heranzu-
gezogen und die Steuer auf die erste und zweite erniedrigt werden.
Zur Glor der Reform bildet die von den Konventionen gewährte
Vorkontingente Steuer; sie soll angeblich ungeheure Summen
abwerfen, indem sie mit 0.50 Prozent beginnt. Das Zentrum
hat wichtige Gegenanträge ausgearbeitet, ein völliges Steuer-
programm; es werde keine Gleichzeitigkeit ernstlich erwünscht.
(Wir geben diese phantastischen Angaben wieder, ohne in ihnen
mehr als Versuchsskizzen erblicken zu können. R.W.)

Nach der Revolver Entree.

Ein Interview mit Stolypin.

(Telegramm an jeres Korrespondenten.)

2 Paris, 12. Juni.

Der Redakteur des „Matin“ Jules Verneuil ist in Revolver von dem
Minister Stolypin und 3 bis 4 Stunden empfangen worden. Stolypin
hat sich ihm gegenüber folgendes ausgesprochen: Die Grundlage der
auswärtigen Politik Russlands wird auch in Zukunft das Bündnis
mit Frankreich bleiben. Seine Freundschaft mit England darf
völlig zu dem friedlichen Zweck dieses Bündnis. Die russisch-
englische Freundschaft ist für das Gleichgewicht Europas
notwendig, das übrigens nach meiner Überzeugung niemand zu
stören wünscht. Ebenso wie unsere Freundschaft mit England nicht
auch unsere traditionelle Freundschaft mit Deutsch-
land zu Recht bestehen, die durch unsere Uebereinstimmung
mit England in keiner Weise beeinträchtigt wird,
kann unsere Beziehungen mit England bestehen sich auf
Persien, Afghanistan und Tibet, also auf Länder, in denen
schon lange England und Großbritannien einen vortrefflichen
Interessen vertreten. Man sieht bereits den glücklichen Erfolg dieser
Bündnispolitik. Alle Welt kennt die Bedeutung in Persien und die
bedeutende Rolle an den Grenzen von Afghanistan. England und
Russland haben sich auf eine Politik geeinigt,
die sie gegenüber diesen beiden Ländern ver-
folgen werden, und die ihnen dort einen unermesslichen

Münchener Konkurrenterkelt.

von (Nachdruck verboten).

Dr. Leopold Schmidt.

München, Anfang Juni.

Je weiter das Fest seinem Ende zueilt, desto klarer
wird es, daß nicht die aufgeführten Werke, wenigstens
höchstens die neu waren, allgemeinen Interesse beanspruchen
konnten, sondern höchstens die Betrachtungen, zu denen man sich
mit ihrem Inhalte gedrängt fühlte. Ich habe bereits ange-
deutet, welcher Natur diese Betrachtungen waren. Die beiden
Hauptkonzepte, von denen hier noch zu sprechen wäre,
verwandeln an dem unerschütterlichen Gesamteindruck nichts abzu-
wecheln; in je gewisser Hinsicht verstarben sie ihn noch. Gewiß
ist Josef Kung und Wolke ein jähmühsamer Dichtung, die sich
an G. A. Hoffmanns Märchen vom „Goldenen Topf“ an-
schließen möchte, äußerlich betrachtet, ganz vorwiegend Kapell-
kommissionen. Aber vergebens sucht man in ihm einen eigenen
Gedanken, und die Ausdehnung des Stückes, das potentielle
Aufgebot aller Zeichenmittel, das völlige Verlernen der
Dichtung der poetischen Formvollkommenheit Aufgaben nicht
abwies als ärgerlich wirken. Gewiß weiß Karl Lieberich
„Hängellantzen“ hier und da Spuren eines, freilich noch
unvollständigen Talentes an. Aber was will man von der
Entwicklung eines Komponisten erhoffen, der als Blü-
thener Anfänger durch solche Lieberichungen und
Gedankenschaufeln die Aufmerksamkeit auf sich zu
locken will, und es wagt, um die bedauerlichen
Vorüber gewisser Meister zu übertrumpfen, die ihren feineren
Schlagern in der hier erlebten Welt mit einem metallenen
Schlagens zu misshandeln? Zu weiche Illustrier sind wir
doch hineingeraten, und wie erschreckend beginnen sich die
Schlagen im Spiel des Zufalles zu zeigen, das (und sei es
das Münchener Konkurrenterkelt) bei der fortgesetzten Beschäftigung
mit bearbeiteter Literatur notwendigem Verloren verlohnen muß
zu der außerirdischen Musik des Oboenquats — dessen
ästhetische Komponistenwissen man, nebenbei gesagt, aus den
Münchenern doch endlich entfernen sollte! — vergrößerte
die dem bis zur Unmöglichkeit. Daß trotzdem die
Wichtigkeit französisch Verfall klatscht, versteht sich bei den

herrschenden Zuständen. Aber ich begehrte nicht, daß
er die Zeitung solcher Programme nicht ablehnt.
Nicht viel besser steht es um „Frederick Delius“
„Messe des Hebräer“, deren weiterer Zeit mit der „Konzert-
gesellschaft für Chorgesang“, einem leistungsfähigen gemischten
Gesangverein, und bis auf die Sopranistin Mientje
V a m e n, ungenügenden Stimmen, von Ludwig Heß
vorgeschrieben wurde. Delius' Musik ist weniger hoch, aber da-
für um so verschönerer. Wenn der Komponist sich nicht
auf instrumentale Tonmalereien beschränkt, für die er mit
ganzem Eifer für impressionistische Wirkungen eine gewisse Be-
schränkung hat, dann merkt man noch deutlicher die mangelnde
Inspiration und das Verlangen des leiblichen Komens. Bei
dieser Stelle meine kommt noch die unbedeutende Behandlung
der Textworte und das Mißverständnis Nihilismus (des abge-
lebten Feindes alle „schwimmenden Musik“) und seiner Zarah-
kult-Dichtung hinzu, die schon mehr als einem Musiker
gefährlich geworden ist. Geh war als Diktant der Aufgabe
gar nicht gewachsen, und so erwidert das Werk in höchst un-
günstiger, zum Teil unverständlicher Verfassung. Auf Musik-
festen pflegt man das nicht so genau zu nehmen; ob eigen-
lich mit Recht, will ich fraglich ersehen.

Der Beschluß der Aufführungen machte eine schwungvolle
Chor-Orchester „Sonnenanfang“ von Siegmund
V a n d e r g e e t, von Komponisten persönlich dirigiert.
Und hier möchte die etwas unbedeutende, auf das Material
der Klangwirkungen gerichtete Art aufpassen, in der die
schönen Kellernwerke („Gahre heraus, du kristallener
Wagen“) angemessen waren, ohne Rücksicht auf ihren
Stimmungsgehalt im einzelnen. Es ist sogar fraglich, ob
der Dichter mit der haisgeschehenen Auffassung als Ganzem
einverstanden gewesen wäre. Das so häufig zu beobachtende
Mißverständnis zwischen der Natur der poetischen Konzepte
zu den Erfindungen des Text und Ausdruck der Worte gehört
und aber die moderne Tonkunst zu deuten geben.

Das zweite Kammermusikkonzert wäre ebenso ergebnislos
verlaufen wie das erste, wenn nicht Paul Juon
die mäden Geister der Zuhörer mit einer „Trio-
Capriccio“ wachergetzt hätte. Auch all der Ektatation
einmal Leben und Bewegung, nach den tapferen
Versuchen das Wert einer selbstwählenden Meisterhand, nach

Verdrehenheiten und gequälter Originalität gekunde und
doch nicht unüberwunden gekunde Musik. Ich weiß nicht,
welche Anlegungen der Komponist aus Selma Lagerlöf's
„Sofia-Berling“, auf die er ebenso wie in seiner diesen Winter
aufgeführten „Arabische“ Bezug nimmt, gewonnen hat;
man kann aber auch ohnedies sein Werk als musikalisches
Gebilde ansehen. Das Finale schwächt sich leider gegen den
Schluß merklich ab; der Mittelteil dagegen gehört zu dem
besseren, was uns Juon bisher zu geben hatte. Das Ganze
bedeutende Anteil an den Grenzen von Afghanistan, England und
Russland haben sich auf eine Politik geeinigt,
die sie gegenüber diesen beiden Ländern ver-
folgen werden, und die ihnen dort einen unermesslichen

Die Wahrnehmung von der Inbeträchtlichkeit des
musikalischen Realitäts wird die heimzuehenden Festkonzerte
höfentlich nicht entmutigt haben. Seit den Tagen in Frank-
furt, wo sich zuerst die Auswände einer nur zu lange und
nicht am wenigsten in München!) verdrängten Richtung
best machten, habe ich darauf hingewiesen, daß es zu einer
Krisis kommen müsse. Deshalb ist es gut, daß man die
sagen wir, Geselligkeiten bei solchen Gelegenheiten sich aus-
sprechen läßt. Man sieht dann klarer, wo die Dinge stehen,
und braucht sich nicht mehr vor „Konfusion“ zu fürchten.
Die Tonkunst macht eine Periode der Befreiung von
materialistischen Tendenzen durch, wo sie für die Poetik und
die bildende Kunst bereits hinter uns liegt. Wir wollen uns
nicht fürder die schöne Welt der Töne von Dämonenphantasmen
verwirren lassen, ihr wüßtes Getriebe. Das muß endlich
ebenfalls ausfindig wie geist- und gewaltlos ist, für Offen-
barungen jenseitsmen! Wie erfolgreich wird die einheitliche
Herzlichkeit des „Programms“ abgestimmt haben, beweist am
besten der Geifer, mit dem jetzt die Komponisten in ihren
Analysen verfahren, daß sie sich „nichts Bestimmtes“ vor-
gestellt hätten. Auch von den Tänden wider den heiligsten
Geist der Musik werden wir wieder frei werden, ja wir sind
es zum Teil schon. Ich befürchte, daß die für München ge-
planten Festkonzerte ein ganz zufriedenstellendes Bild von dem gegen-
wärtigen Stande der Produktion gegeben hat. Die musika-